



„Historische Wahrheit“

von Martin G. Petrowsky

Das *Enfant terrible* der zeitgenössischen österreichischen Philosophie, Rudolf Burger, hat wieder ein unbequemes Buch veröffentlicht. Es heißt *Im Namen der Geschichte – Vom Mißbrauch der historischen Vernunft*, und es versucht nachzuweisen, dass es die historische Wahrheit nicht gibt: Die entsprechenden Bemühungen der Geschichtswissenschaften müssen vergeblich bleiben, weil Geschichtsschreibung immer eine von politischen oder geistigen Machthabern und dem „Zeitgeist“ gesteuerte subjektive Auswahl aus einer unübersehbaren Fülle historischer Fakten bedeutet.

An diese These Rudolf Burgers musste ich denken, als ich am 13. März den Eröffnungsvorträgen der Veranstaltungsserie *Abschiede 1938. Die Vernichtung des geistigen Wien* beiwohnte. Das „Internationale Forschungszentrum Kulturwissenschaften“ hat zusammen mit der Stadt Wien das Gedenken an den „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich zum Anlass genommen für eine kritische Retrospektive, in der hervorragende Wissenschaftler aus vielen Ländern aufzeigten, welche unersetzlichen „Aderlass“ die Vertreibung und Ermordung aller wegen ihrer Rasse oder politischen Anschauung unerwünschten Personen für Wien bedeutet hat. Der mit sechzehn Jahren geflüchtete und den *Zaunkönig*-Lesern durch seine hier veröffentlichten Beiträge gut bekannte Egon Schwarz wies in seinem überaus sympathischen Eröffnungsreferat aber unter anderem auch darauf hin, dass wohl viele seiner Schicksalsgenossen ihre späteren Spitzenleistungen ohne den Schock der Vertreibung nicht erbracht hätten – ein Teilaspekt der „historischen Wahrheit“, den selbstverständlich nur ein von den Verbrechen direkt Betroffener ansprechen darf und der das begangene Unrecht nicht mildert.

Die Rolle der „Unbelehrbaren“

Wenn allerdings Hubert Christian Ehalt als Vertreter der Stadt Wien in seiner Begrüßung auf die oft vertretene Ansicht zu sprechen kam, wonach die Nationalsozialisten in Österreich noch in den 50er-

und 60er-Jahren die wichtigsten Positionen besetzt und das geistige Klima bestimmt hätten, muss ich mich fragen, ob ich – als 1942 Geborener – in einem anderen Land aufgewachsen bin. In der Klasse des Wiener Gymnasiums, das ich besuchte, war ein einziger Mitschüler, den man als „Unbelehrbaren“ bezeichnen konnte und über den wir anderen bei Diskussionen über den Holocaust allesamt wie ein Mann herfielen – da Kinder üblicherweise mit ihrer Überzeugung nicht hinter dem Berg halten, lässt dies wohl auch Rückschlüsse über das in ihren Familien vorherrschende Denken zu. Die Politiker der großen Parteien waren, wie allgemein bekannt ist, zu ihrer vor dem Krieg noch undenkbareren Verständigungsbereitschaft größtenteils aufgrund gemeinsamer Gefängnis- oder Konzentrationslager-Erfahrungen gekommen; sie haben mit Sicherheit keinerlei Sympathie für den Nationalsozialismus verbreitet. Und die bekannt gewordenen grauslichen Beispiele von ehemals prononcierten Nazis, die unter neuem Gesinnungs-Schleier ihre Karriere nach dem Krieg fortsetzen konnten (wie der „Psychiater vom Spiegelgrund“ Dr. Grosz) beweisen zwar, dass die „Entnazifizierung“ lückenhaft gewesen ist, sie bestätigen jedoch keinesfalls ein von den Nationalsozialisten weiterhin dominiertes geistiges Klima: Die „Ehemaligen“ wussten nur zu gut, was sie riskieren würden, wenn sie ihre Gesinnung offenlegten!

Als gewichtigen Zeugen für diese Sicht der Dinge darf ich Bruno Kreisky zitieren, der die Jahre nach dem Krieg kompetenter interpretieren kann, als man es mir zugestehen wird. In seinem autobiografischen Buch *Im Strom der Politik* schreibt er:

Die Wahlen [1945] gingen anders aus, als sich das die Kommunisten erträumt hatten, sie mußten sich mit 5,4 Prozent begnügen. [...] Die Zahl der 1945 nicht wahlberechtigten rund 536.000 registrierten Nazis hätte ungefähr 16,6 Prozent der Wählerstimmen entsprochen. Die sieben Jahre des Nazismus hatten die politische Lage in Österreich eigentlich konserviert. Damit ist auch die Frage beantwortet, die vor allem im Frühjahr 1988 immer wieder gestellt wurde: Mehr Nazis als die, die sich [Anm.: 1938] freiwillig registrieren ließen, gab es



nicht, denn jeder, der sich als Nazi fühlte, wollte dabei gewesen sein. Die gewiß großzügige Art der Berechnung könnte nach beiden Seiten hin korrigiert werden, ohne daß dies wesentliche Änderungen nach sich zöge.

Ich verstehe nicht, warum man in der Sozialistischen Partei und in der Volkspartei dazu neigt, sich selbst zu schwächen, indem man die Zahl der Nationalsozialisten höher ansetzt. Bei den Wahlen von 1949 entfielen 11,7 Prozent der gültigen Stimmen auf den Verband der Unabhängigen (VDU), den Vorläufer der Freiheitlichen Partei; das war weniger, als man seinerzeit den Nazis konzidierte, aber in irgendwelchen Stimmenverlusten mußte sich das Erlebnis des Krieges und der Nazi-diktatur schließlich niederschlagen.

Kreisky hat schon 1988 den bemerkenswerten Satz niedergeschrieben, daß Geschichte faszinierend ist, daß aber nicht der Fehler begangen werden darf, sie als exakte Wissenschaft zu betrachten, und er fügt weiter hinten hinzu: *In letzter Zeit gibt es zahlreiche Untersuchungen über den angeblich neu aufbrechenden Antisemitismus, aber damit malt man, wie ich glaube, den Teufel an die Wand. Ich habe bisweilen das Gefühl, daß sich mancher „Scheinhistoriker“ einen Namen machen möchte, indem er sich diesem Thema besonders gründlich widmet, und gerade damit die Geister ruft, die er zu bannen vorgibt.*

Ich darf noch eine zweite persönliche Erinnerung an meine Schulzeit wiedergeben, die mir symptomatisch für die Sensibilität nach dem Krieg zu sein scheint. Auf der ersten „Land-schulwoche“ hatte ich abends im Zimmer jene Variante der *Zehn kleinen Negerlein* kennen- und singen gelernt, deren erste Strophe lautete:

*Zehne der Brüder samma's gewesen,
hamma's gehandelt mit Wein,
einer ist dabei gestorben,
samma's gewesen neun ...*

Als ich dieses Lied dann einmal zuhause zum Besten gab, machten meine Eltern daraus einen furchtbaren Skandal und meinten: „Verstehst du nicht, dass dieses Lied die Ausrottung der Juden verulkt? Dass du

das nie wieder in den Mund nimmst!“ – Bestürzt musste ich zugeben, dass ich auf diesen Gedanken überhaupt nicht gekommen war, und ich sagte nur kleinlaut: „Aber das Lied hat uns doch der M... [er war der einzige Mitschüler, von dessen jüdischer Abstammung wir wussten] beigebracht, das kann doch nicht antisemitisch sein ...“

Lila Dreieckerln

Auf einen zweiten Aspekt hat Prof. Ehalt noch hingewiesen, der nicht deutlich genug in Erinnerung gerufen werden kann: das enorme sozialpolitische Engagement der Stadt Wien, die in der Zwischenkriegszeit mit vielen ihrer Projekte, ob Gemeindebauten, Kinder- und Jugendfürsorge oder Volkshochschulen und städtische Büchereien, eine weltweit einmalige Pionierleistung erbrachte. Hier fand Charlotte Bühler, wie Mitchell Ash bei der Tagung betonte, den geeigneten Rahmen, um jugendpsychologische Forschung zu betreiben und ihre Erkenntnisse in „Wiener Entwicklungstests“ zu erproben, und sie trug mit ihrer Arbeit wesentlich zum Ruf Wiens als Hauptstadt der Psychologie bei – bis 1938 alles abrupt zu Ende ging.

In diesen 20er-Jahren hat Erika Mitterer ihre Ausbildung als Fürsorgerin erhalten; sie war extrem interessiert an all den neuen Erkenntnissen der Psychologie, hat auch Vorlesungen von Sigmund Freud gehört und war kurzfristig

in einem Jugendamt tätig. Dass dort allerdings nicht alles immer der „Hohen Schule“ entsprechend ablief, ist dieser Anekdote zu entnehmen, die Erika Mitterer in ihrem Essay *Rilke im Gespräch* festhielt:

Von beruflicher Sozialarbeit schien Rilke nicht viel zu halten, zumindest nicht für mich. Seine Frage „Aber soll man sich denn wirklich anstellen, um zu helfen?“ – eher zögernd, keineswegs dezidiert vorgebracht, ist mir in Erinnerung geblieben. Ich dachte, daß er dies vielleicht nicht beurteilen könne, weil er zu wenig darüber wisse. Ich fragte, was er von der Psychoanalyse halte, die neuerdings Eingang in unsere ‚Jugendämter‘ gefunden hatte. Er bezeugte seinen Respekt, betonte aber, daß er, für seine Person, eine Analyse abgelehnt habe, auch und gerade in Zeiten, in denen es ihm schlecht ging. Er habe

„Verstehst du nicht, dass dieses Lied die Ausrottung der Juden verulkt? Dass du das nie wieder in den Mund nimmst!“



nicht in seinem Inneren so gründlich aufräumen lassen wollen, – „wie hätte ich denn dann noch dichten können?“

Ich sagte, daß ich Sigmund Freuds Bedeutung nicht verkenne – ohne von allen seinen Thesen überzeugt zu sein –, daß aber meiner Meinung nach seine Schüler ganz bestimmt mehr Schaden als Nutzen stifteten. Zur Illustration schilderte ich eine Erziehungsberatung, die ich miterlebt hatte. Es handelte sich um einen zwölfjährigen Dieb, dessen Motiv ergründet werden sollte. Der Psychoanalytiker forderte ihn auf, die Augen fest zu schließen. Das Kind tat es, offensichtlich mißtrauisch. „Was siehst du jetzt?“ Der Bub zuckte die Achseln: „Nix. Lila Dreieckerln.“ – „Hören Sie, meine Herrschaften!“ wandte sich der Adept an uns, das Personal des Jugendamtes, die wir im Kreis herumsaßen, und blickte uns erwartungsvoll an, „Lila Dreieckerln!“ Alle nickten einsichtsvoll – nicht zu verstehen, wäre blamabel gewesen. Ich hatte auch verstanden und lächelte den Buben entschuldigend an; ich wünschte, er nähme das alles nicht ernst. Zuerst blickte er betroffen von einem zum anderen, als er mich lächeln sah, grinste er breit. Er wurde hinausgeschickt. Man brauchte ihn nicht mehr. Alles war sonnenklar. Lila Dreieckerln, da mußte er ja stehlen! – Rilke lachte herzlich.

Unerwünschte Rückkehr?

1938, als so viele – auch aus dem Freundeskreis Erika Mitterers – fliehen mussten, entstand das einfühlsame Gedicht *Der Vertriebene*.

Viel später, auf die Frage einer Interviewerin, warum sie sich denn nicht auch für das Exil entschieden habe, wenn sie dem Nazi-Regime doch sehr ablehnend gegenübergestanden sei, antwortete Erika Mitterer (*Der literarische Zaunkönig* 1/2006, Elaine Martin: *Erika Mitterer im Gespräch – Überleben in der Nazi-Zeit*) irritiert, es wäre geradezu absurd gewesen, den in ihrer Existenz schwer bedrohten Juden die nur unter größten Schwierigkeiten zu ergatternden Einreisegenehmigungen in ein aufnahmeberechtigtes Land wegzuschnappen – und außerdem das Heimatland damit definitiv den Nazis zu überlassen.

Solange und so gut es ging, blieb Erika Mitterer mit ihren emigrierten Freundinnen und Freunden in Kontakt, teilweise dank der Übermittlung von „Lebenszeichen“ durch Dritte. Die bisher ungedruckten „Briefe 1945/46 von und an Erika Mitterer“, aus

DER VERTRIEBENE

von Erika Mitterer

Ich stehe vor einem Haus; es wohnen fremde Menschen darin. Sie gaben mir Zuflucht. Die Bläue des Himmels erinnert an Heimat wie die Blumen mit all ihren leuchtenden Namen, andern, als jenen im Land das uns ausstieß, zufällig angeworfenen Namen.

Ein Bauer betrachtet die Furchen des Ackers. Ein Bauer, wie ich zu Hause gar oft einen stehn sah, im prüfenden Blick Vertrauen und Vorsicht, Gefühle des Mannes.

Mir aber, was frommt mir? Misstrauen und Blindmut, der Abenteurer freche Gelüste, Blicke auf Frauen zu werfen wie auf Tomaten, die an umsäumten Stauden reifen ... Sag es mir Mond, der dort hinterm Waldsaum hervorschwebt: Warum lebe ich noch?

Zerbrochen ward mir das Werk meiner Hände, im Seewind zerflatterten alle Gedanken. Mein Knabe lernt höflich sein unter Händlern und mein Weib scheuert irgendwo schmutzige Böden.

Ich bin allein wie das Kalb einer erschossenen Hinde, wie ein krankes Tier, das vom Rudel verstoßen, nichts besseres weiß, als die Wunden zu lecken. Ich sinne und sinne: Was hab ich getan?

Unser sind Viele. Das kann keinen trösten. So ziehn wir, Schemen Verfolgter, von Türe zu Türe, bettelnd wie Pilger vergangener Zeiten. Doch nicht steht am Ende des Weges die Gottheit,

der wir den Staub von den Füßen zu küssen kamen von weither – ach, und vertrieben hat uns kein Gott aus den lieblichen Tälern, hat uns kein Gott von den schimmernden Bergen und aus den fröhlichen Städten der Heimat ...

Mann mit dem Pflug, du verstehst nicht die Rede, wende den Blick der redlichen Prüfung wieder der schwarzen, fruchtbaren Erde zu, dass sie Kinder und Enkel ernähre – säe den Samen und lass mich enteilen ...



der Zeit, als der Krieg zu Ende gegangen war, sind ein berührendes Zeichen dafür, dass weder Schreckensherrschaft noch Trennung unter dramatischen Umständen das Vertrauen und die Zuneigung der Freunde hatte beeinträchtigen können.

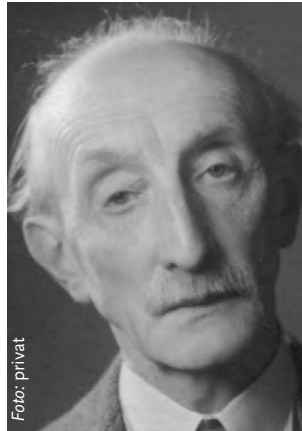
Auch in dem oft gehörten Vorwurf, die wiedererstandene Republik Österreich hätte sich zu wenig um die Rückkehr der Vertriebenen bemüht, begegnet uns die Frage nach der „historischen Wahrheit“ wieder. Ich nehme an, dass dies in vielen Einzelfällen zutrifft – dass also, wohl auch aus organisatorischen Problemen, der Kontakt zu vielen Emigranten nicht aktiv gesucht worden ist. Tatsache ist aber auch, dass in den ersten Jahren nach Kriegsende das zerstörte Land kaum zumutbare Lebensbedingungen in Aussicht stellen konnte – und dass wohl die Wunden der Vertreibung auch noch zu offen waren. Rückkehrwilligen wurde aber nach Maßgabe der Möglichkeiten geholfen.

Felix Braun hatte zum Beispiel am 8.3.1946 aus seinem Londoner Exil an Erika Mitterer geschrieben:

... Erika, wie sollte ich Österreich „zürnen“? Ich liebe es ja, wie man seine Mutter liebt. Aber zwischen ihm und mir stehen die armen Toten: Erst heute kam ein Brief von Robert aus dem Jahr 1942 mit flehenden Hilfebrieffen der unglücklichen Ella Iranyi. Und dann: soll ich nochmals mein Leben und meine Arbeit einer solchen Möglichkeit aussetzen? Freilich – wo sonst leben, wenn nicht in Österreich? Ich habe an Vorarlberg gedacht. Aber ich bin arm, existiere vom Stundengeben und weiß nicht, wie zu Hause etwas erwerben. Denn ich – glaube mir, daß es mich zurückzieht.

1951 erhielt Felix Braun dann eine Wohnung im Karl-Marx-Hof in Wien, die er bis zu seinem Tode benützte, und einen Lehrauftrag am Reinhardt-Seminar, der ihm den Lebensunterhalt sicherte.

Als weiteres Beispiel für die schwierige Situation kann Theodor Kramer angeführt werden. Am



Felix Braun, nach seiner Rückkehr 1951

1.5.1946 schrieb er Erika Mitterer, ebenfalls aus seinem englischen Exil:

... Mein Arzt fand mich wesentlich besser, empfahl aber bis in den Hochsommer hinein Schonung und richtige Ernährung, falls ich ohne einen organischen Herzfehler davon kommen wolle. Hingegen hält er eine Rückkehr in meinem Fall für ein außerordentlich großes Risiko, solange sich die Verhältnisse nicht wesentlich gebessert haben. Mit diesem Verdikt setzte er mich in ein Dilemma, unter dem ich sehr leide. Abgesehen von

meinem Heimweh wäre es meine Pflicht, in Österreich Eindrücke aufzunehmen; vielleicht aber würde ich zugrunde gehen, bevor ich sie gestaltet hätte.

Kramer kehrte erst 1957, nach einem zweiten Nervenzusammenbruch, nach Österreich zurück. Nicht zuletzt dank der Bemühungen Erika Mitterers und Michael Guttenbrunners hat sich der Staat seiner angenommen und die Kosten seiner Unterbringung in einer Pension getragen.

Zur Abrundung des Themas möchte ich eine Anekdote wiedergeben, die Prof. Joseph P. Strelka im Rahmen einer Tagung für die Bibliothekare der Österreichbibliotheken erzählte: Ein im Schweizer Exil lebender Autor (ich denke, es handelte sich um Fritz Hochwälder) fragte im Jahr 1947 einen in Österreich lebenden Kollegen, ob er ihm raten würde heimzukehren. Die Antwort soll gelautet haben: „Wenn‘st Dich umbringen willst, komm ...“